



Zweiunddreißigster Jahrgang.

16.

Donnerstag, am 20. April 1848.

L'état c'est moi! *

Von

Georg Herwegh.

Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müssen tanzen,
Wie Ich ihnen aufgespielt!
Eins — zwei — drei — und Runde! Runde!
Tanzt Ihr getreuen Hunde,
Wenn der König es befiehlt!

Lernt des Lebens Lust begreifen:
Euer König wird Euch pfeifen,
Und Ihr werdet ihn verstehn.
Leise, leise, nur im Kreise,
Nach dem Tact der Russenweise,
Nur um Mich sollt Ihr Euch drehn!

Ich bin Euer Kopf und Magen,
Antwort Ich auf alle Fragen,
Aller Rede letzter Sinn;
Ihr der Abglanz nur des Fürsten —
Und wer wagte noch zu dürsten,
Wenn Ich selber trunken bin?

Volkvertreten? Volkvertreten?
Beten sollt Ihr, Ihr sollt beten,
Ich bin Solon und Lykurg!
Brecht mir nicht des Schweigens Siegel,
Denn Ich habe Schloß und Riegel:
Gott ist eine feste Burg!

Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müssen tanzen,
Wie Ich ihnen aufgespielt!
Tanzt, o Polen, tanzt, o Deutsche,
Alle nach derselben Peitsche,
Wenn der König es befiehlt!

Ich bin König, meine Gründe
Donnern durch Kanonenschlünde
In des Pöbels taubes Ohr;
Rasselt irgendwo die Kette,
Hunderttausend Bajonette
Schaffen Ruhe wie zuvor.

.....
.....
.....
.....
.....

Freiheit — welch ein toll Begehren,
Ja, der Henker soll sie lehren
Euch zum Schrecken und zum Graus;

* Dieses blutigrothe Gedicht des großen Freiheit-
sängers klingt wie eine dumpfe Prophezeiung in die
Mordnacht vom 18. zum 19. März hinein. Das Ge-
dicht ist bereits vor mehreren Jahren in Paris erschie-
nen, in Deutschland aber wenig bekannt worden.

Wird der Borrath hier zu mager,
Hilft ja gern mein lieber Schwager
Mir mit seinen Galgen aus.

Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müssen tanzen,
Wie Ich ihnen aufgespielt!
Tanzt ihr Deutsche, tanzt ihr Polen,
Wie der Czar es Mir befohlen,
Wie's der König Euch befiehlt.

Jeder Flügel sei beschnitten,
Auch dem Amor, der die Sitten
Unſres Reichs kompromittirt.
Und von nun an sei bewußtes
Bett von weiland Herrn Prokrustes
Als Reichsh'bett eingeführt.

Nur ein Vorurtheil ist Liebe;
Eure ungestümen Triebe
Zügl' ich durch ein christlich Joch.
Ich bin Herr von allen Sachen,
Und allein das — Kindermachen
Lass' ich Euch in Gnaden noch.

Ich verbiete, Ich erlaube,
Ich nur denke, Ich nur glaube,
Und Ihr Alle seid bekehrt.
Jeden Zweifel löst — die Knute;
Hat man denn das Absolute
In Berlin umsonst gelehrt?

Seid Ihr denn nicht meine Knechte?
Und Ihr fragt nach einem Rechte,
Wenn der König was befiehlt?
Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müssen tanzen,
Wie Ich ihnen aufgespielt!

Die Freiheit.

Auch Berlin ist frei geworden! Während die Vornehmen, während die reichen Bankiers und die reich und vornehm thurende Bourgeoise beim Thee saß und dann sich in weiche Betten versteckte, brach die Schaafe des Despotismus, der Kern des Volkes, die Arbeiter mit Arm und Kopf, rissen ihre Brust auf und stellten sich den Kugeln der Tyrannei entgegen, und sendeten wieder Kugeln aus mit freiheitglühenden Herzen und ungelenkten Händen. Und ein Gott zeigt doch noch mitunter im Laufe der Weltgeschichte, daß er lebt. Es kommt nur zu selten. Mancher Mensch er-

lebt es nicht. Es lebt ein Gott: die gerechte Sache siegte!

Als sich am Morgen die Vornehmen und Reichen und die vornehm und reich thurende Bourgeoise die Augen rieben und nach Kaffee und Chokolade riefen, da trat das Dienstmädchen in's Zimmer und sagte:

Entschuldigen Sie, gnädige Herrschaft, der Christian kann heut nicht aufwarten!

Was hat der Hund gemacht? Ist er von gestern noch betrunken?

Dieses nicht! Aber der Hund ist jetzt ein freier Mann, gleich Ihnen, Herr, der Hund hat die Nacht im Kugelregen gestanden, und ein eiserner Tropfen dieses Regens ist ihm auf die Brust gefallen und tief hinein gedrungen. Der Christian stirbt als Held!

Was redet das Mädchen heut für Unsinn zusammen! Du hast wohl die ganze Nacht mit Romanlesen durchwacht!

O nein! Gewacht habe ich wohl, aber ich habe was Besseres gethan, als Romane gelesen! Ich habe Wasser heiß gehalten, den Kämpfenden Stärkung herbeigebracht, das Blei aus den Fenstern gebrochen und Kugeln gießen helfen!

Das Blei aus den Fenstern gebrochen! Justine! Wer hat Dir das erlaubt? Zum ersten April ziehst Du, und das ausgebrochene Blei ziehe ich Dir am Lohne ab.

Thun Sie das! Ich verachte Ihren Schmutz, wie Ihr schmutziges Geld! Hören Sie, wie sie auf der Straße schreien: Es lebe die Freiheit, es lebe die Gleichheit! Und wenn Sie fortwährend mit Ihrem Gold und Silber klumpen, einen so schönen Ton bekommen Sie doch nicht heraus!

Himmel! Sie werden uns doch nicht auf die Stube rücken! Nicht nach unserm Bischen sauer erworbenen Vermögen trachten! Liebe Justine! Sie haben gewiß einen Liebsten — einen Herrn Bräutigam unter den Schreibern — Männern der Freiheit da unten! Sagen Sie ihm doch, daß er uns beschütze! Sie sollen auch bei uns im Dienste bleiben; ich will Ihnen das Blei nicht abrechnen; im Gegentheil, Ihren Lohn erhöhen!

Das ist der ganze Eindruck, den die Freiheit auf unsere Bourgeoise gemacht hat:

Wird sie uns an unserm Vermögen schmälern? Werden der Handel und die

Speculation gehoben oder niedergedrückt werden? —

So fragen sie. Und bei dieser Frage beben ihre Lippen vor Furcht, und ihr ganzes Ich zittert vor Geldgier und Selbstsucht.

Hätten diese Geld-Creaturen Muth, sie würden sich längst bewaffnet den Freiheitskämpfern gegenübergestellt haben, um den finstersten Despotismus, Volksunterdrückung und die strengste Censur wieder einzuführen.

Denn es gehört zu den Verbrechen, die der Despotismus hegt, daß das Geld durch Wucher und Betrug auf einzelne Haufen zu großen Massen zusammengedrängt wird. Durch die Freiheit kann man glücklich, aber nicht reich werden.

Die Freiheit muß, um sich zu erhalten, nächst der Macht der Gewalt und der Macht des Pfaffen thums, auch die Macht des Geldes tödten!

Geld habe Jeder, so viel er sich erarbeiten kann, um sich Freude machen zu können! Niemand habe Geld durch Glückszufall, oder durch sanctionirten Diebstahl, um Andern wehe thun zu können!

Der Handel darf nur Vermittler der geistigen und körperlichen Erzeugnisse, er muß auch eine Arbeit sein!

Nur dieser Handel darf ferner bestehen.

Der politische, diplomatische und Speculations-Handel muß aufhören.

Krieg den Wucherern!

Wer als Kaufmann arbeitet, kann nie durch Speculation ein Spitzbube werden. Der Bankrott ist ihm eine Unmöglichkeit. Er arbeitet nur mit eigenen Kräften; er schwindelt nicht mit Credit und fremdem Gelde.

Stehlen muß oft die Verzweiflung der Noth — bankrott wird meist der Hochmuth des Ueberflusses.

Der Handelsstand muß unter den Arbeiterstand zu stehen kommen. So ist die rechte Ordnung der Dinge hergestellt.

Gebt dem Arbeiterstande die gebührende Achtung, und er wird sich bald zur Intelligenz empor-schwingen!

Nicht das Handwerk bringt Bildungsmangel und rohe Sitten mit sich; sondern das Vorurtheil, daß das Handwerk zu niedrig stehe, um

auf Bildung und feine Sitte Anspruch machen zu können.

Schon seit lang ist Wissen und Bildung unter den Handwerkern zu finden. Wo einzelne Fälle, da ist auch allgemeine Verbreitung möglich.

Man höre nur auf, die Lehrlinge als Laufjungen zu behandeln. Man mißbrauche sie nicht zu Hausdiensten. Sie müssen ihr Handwerk lernen und nebenbei in Schulkenntnissen ausgebildet werden.

Das Handwerk hat einen soliden Boden. Auch die Bildung des Handwerkers wird eine gründliche werden. Seine Wanderjahre, richtig geleitet, müssen schon allein zu einer tüchtigen Ausbildung beitragen.

Wenn der Handwerkerstand sich der hohen Achtung bewußt werden wird, zu der ihn die Freiheit erhebt, wird er sich an die Intelligenz anschließen, die ihm schon jetzt freudig die Hand bietet. Die Intelligenz findet mehr Anregung bei dem selbst rohen Handwerker, als bei der bronzirten, unechten Bildung der Handelsleute, welche nur die Sitten und die lügenhafte Glätte der Aristokratie nachzuäffen bestrebt sind.

Oder wo geht es wohl ungesitteter zu: Auf den Thalerbällen, wo die Handels-Jugend in Champagner schwelgt, oder in den Tanztabagien, wo der Gesell seine Liebste mit einem Glas Weißbier regalirt?

Wahrlich, unsere Handlungsbesessenen würden sich wundern, wenn sie es sähen, wie man in diesen Tanzkneipen das weibliche Geschlecht mit Anstand und Achtung vor der Sittlichkeit behandelt.

Es giebt Tanzkneipen, in denen der Tanz sechs Pfennige kostet, wohin es keine jener gefeierten Bacchantinnen wagen dürfte, zu kommen, um deren Gunst sich auf Krolls Maskenbällen die reiche Jugend Berlins schlägt. Man würde sie, als verächtliche Geschöpfe, sehr bald aus jenen Kneipen herausweisen.

Wer das Volk in der Revolution noch nicht achten gelernt, der Reiche, der noch mit Geringschätzung auf den Tagelöhner an der Ecke sehen kann, der höre die Worte, womit ein Anschlag schloß, durch welchen in diesen Tagen die Arbeiter Berlins zu einer Versammlung berufen wurden:

Wir vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit unserer Kameraden, daß sie sowohl die Besprechung friedlich abhalten, als auch nach Beendigung derselben ruhig auseinander gehen werden, ohne eine Störung auf den Straßen zu veranlassen.

Lächeln Sie nicht, Herr Bankier, über die Ehrenhaftigkeit der Tagelöhner!

Wenn Sie morgen accordiren, und Ihre Villa, Ihre Equipage, Ihr Silberzeug und Ihre Laquaien nach wie vor behalten, — haben Sie nie wieder das Recht, das Wort: Ehrenhaftigkeit in den Mund zu nehmen!

Der Arme weiß jetzt, daß auch er gilt im Staate. Der Arme hat seine Ehre zu beanspruchen, und die Ehre ist dem Armen das höchste Gut.

Der bis jetzt verachtete Arme, ehrlos, weil er arm war, dachte: Du hast nichts zu verlieren, wenn Du stiehlest, wenn Du gemeine Streiche begehest!

Der Arme aber, der dem Reichen in's Ohr donnern kann: Die Freiheit stellt mich als Ehrenmann höher denn einen spitzbübischen Millionär! — der Arme opfert nicht leichtsinnig seine Ehre.

Weiß er doch auch, daß er durch die Freiheit fortan, so lang er, ohne arbeitsunfähig zu sein, nicht müßig ist, das Recht beanspruchen darf, sich satt zu essen, seine Blößen zu decken.

Und wer wird so wahnsinnig sein, das zu stehlen, was er rechtmäßig als sein Eigenthum fordern kann?

Aber nicht allein die Reichen fürchten die Freiheit, auch die Ehrgeizigen.

Es ist viel leichter, etwas zu erlangen von der Gnade des Tyrannen, als von der Anerkennung des Volkes.

Zu Würden und Orden gelangt man durch Schlaueit und Kriecherei, Mann des Volkes zu werden, das erfordert Charakter, Thätigkeit.

Zwar ist das Volk schon eben so oft von Schurken hinter's Licht geführt worden, wie die Fürsten. Beim Volk aber halten sie nicht so lang Stich. Unter den Tausenden findet sich bald Einer, der sie entlarvt. Ein Tyrann bleibt oft sein Leben lang getäuscht und Heuchler.

Es gehört eine weit größere, erprobtere Kraft dazu, die Freiheit zu erhalten, als sie zu erkämpfen.

Erkämpft wird die Freiheit oft im begeisterten Rausche, erhalten nur durch würdevolle Ruhe, unerschütterliche Charakterfestigkeit.

Die Freiheit verlangt fortwährende Opfer, vor Allem muß die Habsucht und Selbstsucht geopfert werden.

Der gewinnsüchtige Mensch ist nie frei. Die Anbeter des goldenen Kalbes sind die feigsten Sklaven.

Der selbstsüchtige Mensch kann nicht frei sein. Nur der ist ein freier Mann, der rings freie Männer um sich steht, der eben so die Person wie die Meinung eines Jeden achtet. Hartnäckige Parteikämpfe, verstockte Meinungs-Debatten, bei denen Jeder glaubt, allein den rechten Standpunkt einzunehmen, geben nur der lauenden Hydra Tyrannie Gelegenheit, den Kämpfenden, wenn sie sich gegenseitig niederschlagen, auf den Nacken zu treten.

Frei kann nur ein Volk sein; nicht ein Einzelner. Der unbeschränkteste Despot ist nicht frei, weil er nach allen Seiten hin ungestraft Verbrechen begehen kann. Die Freiheit hat das strenge Gesetz: Keinen Andern an seiner Freiheit zu kränken! Dieses Gesetz ist gleichzeitig der eherne Boden und der blaue Himmel der Freiheit.

Daher kommt es, daß die Radicalen viel toleranter gegen die größten Dummheiten der Servilen sind, als diese gegen die mildeste freie Aeußerung des Radicalismus.

Eine Stunde möchte ich wohl mal in der Haut eines Servilen stecken. Dabei glaube ich nicht nur eine genügende Buße für alle Sünden meines Erdenlaufes zu erleiden, sondern ich würde auch einen Begriff bekommen, wie es möglich, daß ein Mensch servil sei.

Endlich scheint die Berliner und somit auch die preussische Freiheit vor gar zu gewaltigen Rückschritten gesichert.

Nicht aber die Erkenntniß des geistigen Druckes, der auf dem Volke gelastet, nicht die Einsicht, wie schmächtig die Bevormundung war, die wir so lang handküssend duldeten, nicht der Gedanke, wie jetzt unsere Söhne in ihrer Lebensentwicklung frei

dem Ziele zustreben können, das sie sich selbst wählen, und wozu ihre Kräfte ausreichen — das Alles nicht hat unsere hyperklugen Männer des unsinnigen Gewinns und der besonnenen Ruhe zu Freunden der Freiheit gemacht! — Der leere Staatschatz hat es gethan! — Es ist so wenig Geld da! — rufen diese Hyperklugen, d. h. die so weit über alle Klugheit hinaus sind, daß dieselbe ihnen ewig fern bleibt — Der König hat zu viel Geld gebraucht! Das kann so nicht weiter gehen!

So hat die Liebe, die noch tief unter der Venus vulgivaga steht, die Geldliebe, die schmutzigste und gemeinste, zur reinsten und heiligsten, zur Freiheitsliebe verholfen.

Wenn hier das Sprichwort: Die Extreme berühren sich im strictesten Sinne, angewendet werden kann, so steht doch fast zu befürchten, die Freiheitsliebe könnte durch die Berührung mit jenen Geldmenschen Flecke bekommen.

Hier tritt mir noch ein anderes schroffes Bild von der Berührung der Extreme vor die Augen:

Nächst den Geldwürmern sind die lautesten Freiheitmaulhelden die gefährlichsten Feinde der Freiheit!

Diese Herren glauben Großes zu sprechen, wenn sie groß sprechen. Sie glauben auf selbstständigem Standpunkte zu stehen, wenn sie jeden Andern von der Stelle stoßen! Sie glauben, alle Ohren hören auf sie, wenn sie rings um sich Alles taub schreien.

In Tagen großer Thaten ist jedes kleine Wort, das sonst nur lächerlich, eine widerliche Ubernheit.

Das Wort ist jetzt eine That geworden. Fort daher mit allen müßigen Worten!

Da aber jetzt auch die Redefreiheit errungen ist, thun sich Viele den möglichsten Zwang an, um nur in einem Klubb ein Paar wohl und hohl klingende Tiraden sich herauszupressen.

Der preußische Landtag hat nur einen Thaddäen des Servilismus, unsere Klubs haben die Thaddäen des Liberalismus Duzendweise.

Die wenigen Redner von Beruf, bei denen Herz und Kopf, nicht bloß die Zunge und die Eitelkeit spricht, erscheinen der großen Masse als zu scharf; es strengt den Haufen zu sehr an, die

durchdachten Worte nachzudenken. Die seichte Mittelmäßigkeit, die marktschreierisch auftritt, hat der Masse von jeher am meisten imponirt. Die seichte Mittelmäßigkeit trägt in jetziger Zeit sogar mitunter die Fackel der Aufklärung, die freilich durch den Dunst ihrer Aufgeblasenheit düster brennt. Aber die Masse folgt leichter dem gemilderten Lichte. Das Strahlende steht ihr zu fern. Sie fühlt sich beengt, wo es ihr entgegentritt. Vor der Wahrheit, wo sie fernhaft in voller Lebensgröße auftritt, fährt der Haufe entsetzt zurück. Wenn aber ein pfäffischer Speculant, der dadurch eine bequeme Existenz zu erringen strebt, die Wahrheit durch das Verkleinerungsglas einer religiösen Reform auffängt, die nur, statt der schwarzen, hellbunte Vorhänge vor die Fenster im Tempel des Aberglaubens hängt, aber die Fenster nicht frei macht, daß volles Licht hineinstrahle, noch öffnet, daß frische Gottesluft in den schwülen Dunst der menschlichen, Jahrtausende lang eingesperrten Vorurtheile dringe, wenn ein solcher mit Aufklärung en detail schwachernder Handelsmann auftritt, dann strömt ihm der Haufe zu und entnimmt von ihm seinen Bedarf an Licht. Kann doch jeder von alten Dogmen, Gewissensberuhigungen, Vorurtheilen und lieb gewordenen Dummheiten nach Belieben beibehalten!

Die Religionsfreiheit ist den Fürsten abgerungen. Die Religion darf ferner nicht mehr als Prokrustes-Bett, als Zwangsjacke, als Prügelmaschine des Unterthanen-Gewissens, als stacheliges Gebiß und stramme Zügel der Staatsgewalt gemißbraucht werden.

Nun gilt es aber auch, daß die Freiheit in die Religion dringe. Jetzt wird sich unter den Religionslehrern der Unterschied geltend machen zwischen Geistlichen und Pfaffen.

Da wir Religionsfreiheit haben, brauchen wir auch eine Religion der Freiheit!

Religion der Freiheit ist: Glaube an den ewigen Fortschritt, Hoffnung auf das Besserwerden des eigenen Ichs, Liebe zu der ganzen Menschheit.

Ihr Geistlichen lehrt dasselbe, Ihr tragt es nur nach Euren Confessionen in mannigfachen Fassungen vor, mehr oder weniger noch in Schaa-len eingezwängt, die den ganzen Kern nicht zum Durchbruche kommen lassen. Ihr Pfaffen dagegen;

Ihr schließet die Schaaalen ganz, und beredet, die Euch glauben, die Schaaalen seien der wahre Kern. Indes verdorrt und verfault der hermetisch verschlossene Kern, der von Licht und Luft keine Nahrung erhält. Bis jetzt, Ihr Herren Pfaffen, habt Ihr das Wort des Herrn gepredigt. Oft wurde nicht recht klar, ob dies das Wort des ewigen Gottes, oder des zeitigen Landesherrn war! Jetzt predigt das Wort des Volkes. Volksstimme ist Gottesstimme. Das Wort des Volkes aber, worin Alles enthalten, Glaube, Liebe, Hoffnung, irdisches Glück und ewige Seligkeit, das Wort des Volkes heißt: Freiheit!

J. Vasker.

Luigia Sanfelice.

(Aus: Ein Jahr in Italien von Ad. Stahr.)

Während die kaum geborne parthenopäische Republik sich von zahlreichen äußeren Feinden auf allen Punkten bedroht sah, ward in Neapel selbst eine Verschwörung der Freunde des absoluten Königthums entdeckt, die auf nichts Oeringeres hinauslief, als unter Niedermeglung aller Republikaner die Hauptstadt den Händen des blutigen Kardinal Ruffo zu überliefern, welcher als Generalissimus des königlichen Glaubensheeres die Provinzen sengend und brennend durchzog.

An die Entdeckung dieser Verschwörung knüpft sich das jammervolle Schicksal eines neapolitanischen Mädchens, dessen Liebe zu einem edlen, republikanisch gesinnten Jünglinge jene Entdeckung herbeiführte, und deren unglückseliges Loos noch jetzt im Andenken ihrer Mitbürger lebendig erhalten ist. Unter den Tausenden, welche der barbarischen Grausamkeit des wieder hergestellten Despotismus als Opfer fielen, wird der Name Luigia Sanfelice's mit dem tiefsten Mitleiden genannt. Ich will ihre Geschichte erzählen.

Unter den Bewohnern Neapels, welche mit dem nach Sicilien entflohenen Hofe eine heimliche Verbindung unterhielten, befand sich ein reicher Krystallwaarenhändler, Baker mit Namen, vom Volke nur il Cristallaro genannt. Schweizer von Geburt, aber seit langen Jahren in Neapel hei-

misch und durch Verwandtschaft mit vielen fanatischen Bourbonistenfamilien verbunden, hatte er mit einem gewissen Tanfano zahlreichen Anhang unter den Lazzaroni's von Neapel erworben, Verbindungen mit dem Kardinal Ruffo, dem Führer der Glaubensarmee, und den mit ihr verbundenen Räuberbanden der Banditen Fra Diavolo, Sciarpa, Mammone, Bronio, Guaviglia u. a. m. angeknüpft, Geld und Waffenvorräthe und alle Mittel zu einem Aufstande gesammelt. Briefe der Königin, die ihn, wie jene Banditenhauptide, in ihren Zuschriften „ihren Freund und Getreuen“ nannte, hatten seinen Eifer angestachelt. Der Plan, Neapel den Royalisten wieder in die Hände zu spielen, war folgender. An einem großen kirchlichen Feste, wo sich Alles der Freude und Sorglosigkeit zu überlassen pflegt, sollte plötzlich die englisch-sicilische Flotte vor Neapel erscheinen und die Stadt bombardiren. Wenn dann die Milizen der Republik zur Vertheidigung auf die Kastele eilten, sollte in der von Truppen entblößten Stadt der vorbereitete Pöbelaufstand ausbrechen, alle Anhänger der neuen Ordnung der Dinge ermorden, ihre Häuser in Brand stecken, und so mit einem Schlage Thron und Altar wieder aufrichten und zugleich an den Frevlern gegen beide die Rache der „Getreuen und Gläubigen“ sättigen.

Als dieser Plan festgestellt war und die Billigung der Königin erhalten hatte, gingen die Verschworenen daran, die Mauern und Thüren der zu zerstörenden und zu erhaltenden Häuser insgeheim mit gewissen Zeichen zu versehen. Da aber sehr häufig der Fall eintrat, daß unter ein und demselben Dache, ja innerhalb derselben Familie Leute der zwei verschiedenen Parteien wohnten, begann man heimlich Sicherheitskarten an die Einzelnen zu vertheilen, welche den eigenen Anhängern bei dem allgemeinen Blutbade Schutz gewähren sollten. Nun wollte es der Zufall, daß der Kapitän Baker, Bruder des Hauptes der Verschwörung, in ein schönes Mädchen von edler Herkunft, Luigia Sanfelice, heftig verliebt war, obschon sie, eine erklärte Freundin der Republikaner, seinen Bewerbungen sich nicht günstig gezeigt hatte. Um sie zu retten, gab er ihr wenige Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung eine solche Sicherheitskarte, indem er zugleich über

deren Gebrauch einige Winke hinzufügte. Dieser Liebesbeweis kostete ihm selbst das Leben und rettete Neapel vor jenem furchtbaren Schicksale; — wenigstens bis auf die Zeit, wo König Ferdinand und die Seinen das Henkeramt selbst übernahmen.

Luigia Sanfelice war nämlich einem edlen Jünglinge und begeisterten Freiheitsfreunde, welcher als Offizier in den Reihen der republikanischen Miliz diente, in leidenschaftlicher Liebe ergeben. Sie nahm daher das Geschenk jener Karte aus den Händen des Verschwörers an, aber nur, um den Geliebten ihres Herzens zu retten, welcher ohne dieselbe ein sicheres Opfer der Verschwörung werden mußte. Aber der junge Ferri, Luigia's Geliebter, hatte nicht sobald die verhängnißvolle Gabe erhalten, als er sich eiligst zum Governo begab und von der Sache Anzeige machte. Er theilte mit, was er von seiner Verlobten über die Verschwörung in Erfahrung gebracht, zeigte das von ihr erhaltene Blatt vor, und nannte den Namen der Geberin. Luigia Sanfelice ward vorgelodert und verhört. Erfüllt von Schaam über das verrathene Geheimniß ihrer Liebe, welches bisher vor der Welt verborgen gehalten war, über die Gefahren, welche auch ihr, wie sie glaubte, in Folge der Anzeige ihres Geliebten bevorstanden, bekannte sie, in der Hoffnung, von dem Mitleid ihrer Richter Verzeihung zu erhalten, Alles, was sie wußte, verschwieg aber eben so edelmüthig als standhaft den Namen desjenigen, aus dessen Händen sie die Sicherheitskarte erhalten hatte, indem sie betheuerte, eher den Tod erleiden zu wollen, als undankbar Denjenigen zu verrathen, der ihr eigenes Leben zu retten sich in so große Gefahr gestürzt habe. Indes reichten ihre übrigen Aussagen, und insbesondere die Schrift und die Zeichen jener Schutzkarte hin, die Häupter der Verschwörung zu entdecken. Sie wurden verhaftet und eingekerkert, die Waffenvorräthe nebst Listen der Verschwornen aufgefunden und die Verschwörung durch Hinrichtung der Häupter unterdrückt. Luigia Sanfelice war noch voll Angst und Schrecken über ihr Geschick, als sie sich schon mit dem Ehrennamen einer Retterin der Freiheit begrüßt sah.

Der Schrecken, welchen die Entdeckung dieser

Verschwörung auf die Gemüther hervorbrachte, war allgemein. Man entdeckte an den Mauern und Thüren vieler Häuser in der That jene verhängnißvollen Zeichen, welche sie und ihre Bewohner als dem Untergange geweiht bezeichneten. Es fanden sich dergleichen an den öffentlichen Gebäuden, an den Staatsbanken und am bischöflichen Palaste. Der damalige Erzbischof von Neapel, Cardinal Zurbo, schon früher Gegner des grausamen Cardinal Ruffo, der seinen Purpur jetzt in Bürgerblut badete, hatte denselben als Urheber alles Elends für den Staat und als einen Schandfleck der Religion und Kirche mit dem Anathem belegt. Dafür excommunicirte ihn jetzt seinerseits der Cardinal-Bandenchef der Glaubensarmee als Feind Gottes, des Papstes, der Kirche und des Königs. „In diesem Zwiespalte,“ sagt der gleichzeitige Historiker Coletta, welcher damals als Offizier in den Reihen der Republikaner stritt, „standen alle Guten und Edlen auf Zurbo's, alle Böfewichter und Schurken auf der Seite Ruffo's.“

Als nach dem unglücklichen Ausgange der parthenopäischen Republik die zurückgekehrte Despotie mit frechster Verhöhnung der Verträge, welche den Anhängern der Republik Amnestie zusicherten, gegen alle Anhänger der Freiheit mit einer Grausamkeit und Blutgier wüthete, deren Unmenschlichkeit hinter den ärgsten Gräueln der französischen Revolution nicht zurückblieb, ward auch die unglückliche Luigia Sanfelice eingekerkert und vor das Tribunal der Staatsjunta gezogen. Ihr Geliebter war glücklicher als Tausende seiner Genossen, im verzweifelten Kampfe für die Sache der Freiheit gefallen. Jetzt bestürmten die Verwandten der beiden hingerichteten Brüder Baker den Hof und die Gerichte mit ihrem Schreien um Rache, obschon es dessen kaum bedurfte. Denn König Ferdinand hatte ein Gesetz erlassen, welches für alle diejenigen den Tod bestimmte, die in irgend einer Weise die Sache der Republik unterstützt hätten. Nach diesem Gesetze sprach das Gericht sein Todesurtheil über das unglückliche Weib aus.

Luigia Sanfelice war ihrem Geliebten verlobt gewesen, aber die Unruhen des Kampfes und sein Tod hatten die priesterliche Einsegnung verhindert. Als das Urtheil, unmittelbar nachdem es

gespröchen worden, vollzogen werden sollte, übermannte das Naturgefühl und die Todesangst das Schamgefühl der Jungfrau, und sie bekannte, daß sie sich Mutter fühle. Aerzte bestätigten ihre Aussage und die Vollziehung des Todesurtheils ward ausgesetzt. Als dies an König Fernando, der sich in Palermo befand, berichtet wurde, sandte er einen schriftlichen Verweis an das Gericht, in welchem er jene Aussage für ein betrügerisches Vorgeben erklärte; und als ein zweites Gutachten das der ersten Aerzte bestätigte, befahl er, die Unglückliche nach Sicilien zu führen und sie von seinen Leibärzten untersuchen zu lassen. Als auch dieses Urtheil bestätigend ausfiel, erfolgte der Befehl, sie bis zu ihrer Entbindung einzukerkern und unmittelbar nach derselben die Todesstrafe zu vollziehen.

Ueber sieben Monate hatte die unglückliche Luigia, den gewissen Tod vor Augen, im Kerker zu Palermo geschmachtet, als sie Mutter von einem Knaben ward, dessen Geburtsstunde das Zeichen zu ihrem Tode geben sollte. In all den Schrecken einer Zeit, in welcher täglich das Blut der Edelsten und Besten beider Geschlechter von den königlichen Henkern in Strömen vergossen ward, fand dennoch das gräßliche Geschick der Aermsten, welche so viele Monate lang die Qualen eines tausendfachen Todes erlitten hatte, allgemeine Theilnahme. Die Prinzessin Maria Clementine, Gemahlin des Kronprinzen Francesco, hatte so eben einen Thronerben geboren. Die Prinzessin war mildherzig, man hatte ihre Theilnahme gewonnen, und sie beschloß, einen alten Brauch zur Rettung der Sanfelice zu benutzen. Es ist eine Sitte im neapolitanischen Königshause, daß der König der Prinzessin bei der Geburt eines Thronerben drei große und glänzende Gnadenbeweise bewilligt, um die sie ihn bei dem ersten Besuche, den er ihr und dem Neugeborenen abstattet, zu bitten das Recht hat. Die Prinzessin beschloß nun, um ihres Erfolges desto sicherer zu sein, und zugleich die eigene, angstvolle Erwartung der Gewährung ihrer Bitte anzudeuten, statt der drei Gnadenbeweise nur einen einzigen, die Begnadigung der unglückseligen Luigia Sanfelice, zu erbitten, welche mit ihr zu ein und derselben Zeit Mutter geworden, jetzt nur noch in ihrem

Kerker zu Palermo die Zeit erwartete, wo ihre Kräfte so weit wieder hergestellt sein würden, um die Reise von Palermo nach Neapel, wo sie das Schaffot erwartete, antreten zu können. Ein Blatt mit der Supplik der Unglücklichen und den Bitten der Prinzessin war in die Wickelbänder des neugeborenen Prinzen gesteckt, so daß der König es sehen mußte. Zur bestimmten Stunde trat er in das Zimmer seiner Schwiegertochter, allem Anschein nach in der besten Laune. Er nahm das Kind auf seine Arme, lobte dessen Stärke und Schönheit und fragte, als er das Blatt gewahr wurde, was dasselbe enthalte. „Es enthält die Gnade,“ erwiderte ihm die Prinzessin, „welche ich mir von Ew. Majestät erbitte. Und zwar ist es nur eine einzige Gnade, nicht drei, so sehr wünsche und ersehne ich ihre Erfüllung von Ew. Majestät gutigem Herzen.“ Worauf der König noch immer guter Laune: „Nun, für wen bittet Ihr denn?“ — „Für die unglückliche Sanfelice“ . . . hier versagte ihr die Stimme bei dem Anblick der schrecklichen Veränderung, welche bei der Nennung dieses Namens in den Gesichtszügen des Königs vorging. Er schleuderte der Bittenden einen grimmigigen und wilden Blick zu, und warf in seiner Wuth das Kind auf die Kissen des mütterlichen Bettes, indem er, ohne ein Wort zu sprechen, ihr den Rücken wandte und das Gemach verließ, welches er lange Zeit nicht wieder betrat. Die Prinzessin, von dieser Grausamkeit auf's Tiefste erschüttert, brach in Thränen aus. Ihre Bitte beschleunigte das Verderben der Unglücklichen, statt sie zu retten, indem sie dem König die fast Vergessene in's Gedächtniß rief. Luigia Sanfelice, schwach und leidend wie sie war, ward von ihrem Kinde getrennt, nach Neapel gebracht, wo ihr Haupt auf der Piazza del Mercato durch die Hand des Henkers fiel, ob schon durch einen Generalpardon vom 30. Mai 1800 die Todesstrafen für die Verbrechen der Revolution aufgehoben waren! Das versammelte Volk, voll Mitleid über das traurige Geschick des unglücklichen Mädchens, brach bei dem Anblick ihrer jammervollen Gestalt und ihrer vor Gram und Todespein verwüsteten Schönheit in laute Klagen aus. „Es erinnerte sich,“ sagt der Geschichtschreiber, dem ich nachherzähle, „daß sie nur

aus Liebe und für die Liebe gethan, was man ihr zum Verbrechen machte, und daß ihr Verbrechen darin bestand, die Stadt vor Brand und Mord bewahrt zu haben."

Aber gleichsam, als ob die Rache des Himmels für diese Schandthat das Königshaus selbst treffen sollte, starb wenige Monate darauf der Thronerbe und unmittelbar nach ihm seine Mutter, jene mitleidige Prinzessin Clementine, kaum zwanzig Jahr alt, am gebrochenen Herzen, und verbreitete Trauer in der blutigen Königsburg und Mitleid unter dem Volke, welches ihr jenen Beweis der Menschlichkeit, inmitten so vieler sie umgebenden Grausamkeit, nicht vergessen hatte. Von allen den zahllosen Gräueltthaten aber, mit denen Fernando und Karoline von Neapel damals und in spätern Zeiten ihr Andenken besleckt haben, ist nach unserm Gefühle keine, welche an raffinirter Unmenschlichkeit die hier erzählte überträfe.

Der deutsche Tanz.

Ich gehe nicht wieder zum Ball; ein Mal war schon zu viel. Was kann ich dort sehen, was hören? Eine wilde Menge und keine Harmonie. Die Sinne werden berauscht, das Herz bleibt unbefriedigt.

Wohl giebt es keine Freude, keine Heiterkeit, als im Schmuck des eigenen Gefühls. Was jedoch die wirbelnden Paare im heutigen Tanze empfinden, kann nichts Edles, nichts Bleibendes sein. Dies Drehen und Rennen und Springen sind nur phantastische Kinder der Mode, welche die Damen in Automaten ohne Seele, die Herren in Harlekins ohne Geist verwandelt hat. Die Musik selbst gleicht einem Lärm nach Zeitmaß und Regel. Wie selten sind die lachenden Blumen deutscher Nationalität, jene Walzer voll Leben und Ausdruck, die Niemand mehr deuten und tanzen kann! Am Landvolk muß man sie heute beobachten, um ihren Sinn und Ursprung noch würdigen zu können.

Wüßte man die nettgeschmückten Kerker der Stadt ein Mal verlassen, auf Augenblicke nur die

natürliche Heiterkeit der freieren Dörfler belauschen! Tanz und Gesang sind auch Festlichkeiten dieser ungekünstelten Menschen, aber Tanz und Gesang im Vereine.

Kirchweihe (Kirmes) wird eben gefeiert. Unter schattigen Linden bewegt sich eine lustige Menge, Alter wie Jugend im bunten Gemisch. Wer nicht mehr singen und tanzen mag, plaudert mit Nachbar und Nachbarin von schön vergangenen Tagen, und freut sich der jungen Pärchen, welche um die bejahrten Schwäger herum springen. In leichten Wendungen umkreisen die Mägdelein ihren Tänzer und schwenken sich plötzlich mit verschlungenen Armen hinter einander her. Gleicher Weise thun auch die Burschen, und begleiten hellstimmend ihre einfache Musik; fast wie Hans Sachs berichtet:

Mitten auf dem Plan ringweis
Sah ich einen Reih'n springen
Zwölf Fräulein, und so süßlich singen.

Der Reihentanz nämlich ist der älteste im deutschen Volk, die frühere Procession bei den Götterfesten freundlich und feierlich, doch minder lustig, als die spätern Schleifer. Sein äußeres Abbild, mit geringen Veränderungen hat sich bis auf unsere Tage im Ringelreihen der Kinder erhalten.

Scherz und frohes Spiel fanden im Ländler und Schleifer ihren Ausdruck, durch die öffentliche Hochzeitsfeier sind sie deren Sinnbild geworden. Man betrachte die tanzenden Paare! Unverdrossen geht der Bursche seinem Mädchen nach, und das Mädchen strebt zu entfliehen; ist jener schon nahe, dreht dieses sich um. Aber wohin sich die Spröde auch wende, immer stehet der Standhafte vor ihr. Endlich reicht sie die Hand, aber, umschlungen von ihm, ist sie mit der Rechten bemüht, sich abermals loszumachen. Im Walzen noch zeigt sich das jungfräuliche Ringen, bis der reißende Dreivierteltact die Paare vereinigt. Das Werben um Gegengunst und das Glück des Erhörten kann nicht augenscheinlicher sein, und auf den vornehmen Bällen sogar geht man aus alter Gewohnheit immer noch während des ersten Theils der Musik in Reihen herum und beginnt bei dem zweiten Theil zu walzen.

Außerdem bezeugen die Lieder, welche ohne-

dies von den Landbewohnern dabei gesungen wurden, die erwähnte Bedeutung; nur Schade, daß die Bruchstücke zu unbedeutend sind, um angeführt zu werden. Denn was wir heute noch vorführen hören, sind nur Anfänge von Liedern, den Musikanten eine Melodie anzugeben, wie folgende Zeilen:

Und wäre der Himmel von lauter Papier,
Und jedes Sterlein könnt' schreiben hier,
Und schreiben die Nacht bis wieder zum Tag,
Sie schreiben der Liebe kein Ende, ich sag',
Kein Feuer und Bluth brennt jemals so heiß,
Als heimliche Liebe, wo Niemand von weiß. —

Uebrigens findet sich die Vereinigung von Tanz und Gesang auch bei den Völkern des Alterthums. Die Spartaner z. B. hatten ihren Tanz Triporia, der aus den drei Chören der Kinder, der jungen und der alten Frauen zusammengesetzt, unter Vortrag der älteren in folgender Weise geübt ward:

Alten: Tapfer sind wir früher gewesen;
Jungen: Also sind wir auch jetzt noch;
Kinder: Im höhern Grade werden wir's sein!

Den Volkscharakter bezeichnen die Tänze; bei den Spartanern die politisch=heroische Tugend, bei den Deutschen die gute Sitte. Was wir von unserem ursprünglichen Charakter verloren haben, das fehlt auch unseren heutigen Tänzen, die — Sittlichkeit.

Und von den Landbewohnern müssen wir diese Lehre hernehmen. Wir haben den Ball selbst, dies zauberische Fest, von ihnen entlehnt. Denn am zweiten und dritten Ostertage versammelten sich früher in Deutschland, wie noch jetzt in vielen deutschen Dörfern, alle erwachsene Mädchen des Ortes, um den neuen Frauen, auf deren Hochzeit sie tanzten, einen mit Seide überzogenen Ball zu bringen. Er wurde auf einer verzierten Stange durch das Dorf getragen, und vor dem Hause aufgezogen, in welchem die junge Frau sich befand. Dafür war diese verpflichtet, freie Tanzmusik für die Mädchen und ihre Liebhaber herbeizuschaffen, und so viele junge Eheleute vorhanden waren, so vielen ward ein Ball gegeben und auf jedes Ballgeben getanzt.

Aber wir sind in der Stadt. Aus dem hell erleuchteten Saale tönet Musik, vor dem Hause

drängen sich Wagen und Fußgänger. Keck und leicht springen Frauen und Mädchen aus den Karossen und erwarten an der Treppe ihren Begleiter. Vor dem Spiegel im Garderobenzimmer mustert wiederholt eine Jede die elegante Toilette, und nicht am Anzuge, sondern im Gesichte lassen sich Töchter von Müttern, Nichten von Tanten unterscheiden. Es rauscht durch die Thüren. Mit der Porzette in der Hand durchmustern die Herren den ganzen Saal, und die Damen ermutigen lächelnd solche Unverschämtheit. Es wird ein Zeichen gegeben — der Tanz beginnt! Pirouetten, Entrechats und Balancés erfordern die Opermelodien und aus Strauß'schen Galoppaden lacht beutelustig der Tod. Alle Frauen und Mädchen, die zugegen sind, sterben zehn Jahre früher; was kümmert das? Wenn man nur leichtfüßig erscheinen und tanzen kann! —

F. W. S. Lausitzer.

Der Währwolf.

(Fortsetzung.)

Obgleich Michels rothgeränderte Augen trübe und gläsern waren, hatten sie doch einen Ausdruck von Arglist und Schlechtigkeit. Er war mit abschreckenden Lumpen von allen Farben bekleidet, die noch vom Blut der getödteten Vögel besudelt waren, und stützte sich auf eine Krücke, ohne die er keinen Schritt hätte gehen können.

Obgleich Susette ihn schon öfter gesehen hatte, war er ihr doch noch nie so scheußlich und abschreckend vorgekommen. Sie wandte sich schauernd ab, während der Zauberer sie mit ärgerlicher Miene betrachtete.

Nun, was willst Du? — fuhr er mit heiserer Stimme fort — hast Du zum Vergnügen meinen Vogelheerd betreten und meine SÄmlinge beschädigt? Es könnte Dir zum Unglück gereichen.

Das junge Mädchen konnte endlich einige Worte stammeln und antwortete schüchtern:

Ich bitte Euch, Herr Michel, seid nicht böse. Wenn ich Euch Schaden gethan habe, will ich ihn vergüten. Und hier — fuhr sie, ihm den

offnen Korb darbietend, fort — bringe ich Euch einige Lebensmittel zum Frühstück.

Michel warf einen gierigen Blick in den Korb und wurde vollkommen besänftigt. Er verzerrte sein Gesicht zu wohlwollendem Lächeln und sagte mit höflicherem Tone:

Schon genug, Du bist ein gutes Mädchen; setze Dich zu mir und mache keinen Lärm, damit Du die Vögel nicht verscheuchst. Ich weiß, was Du willst. Du wirst sicher zufrieden mit mir sein.

Zugleich deutete er Susetten mit der Hand, sich neben ihn auf eine Bank von Erde zu setzen. Das junge Mädchen gehorchte zitternd, denn die Worte: „ich weiß, was Du willst“ hatten ihr seine geheimnißvolle Macht in Erinnerung gerufen, und ihr Schrecken wurde größer, je mehr der Augenblick der Erklärung nahete.

Michel hatte mit jenem Ausspruch jedoch nur sein gewöhnliches Gaukelspiel begonnen. Dieses schreckliche „ich weiß, was Du willst“ war in seinem Munde nur ein Gemeinplatz, womit er Alle empfing, die sich an ihn wandten.

Ja, ja, Herr Michel, — sagte Susette seufzend — Euch, der Ihr Alles wißt, wird meine traurige Geschichte nicht unbekannt sein. Ich will Euch um Euren Rath bitten, aber erst müßt Ihr frühstücken. Herr Michel, dies Alles ist für Euch.

Ich muß mich heute zu einem Zauber vorbereiten, der mich zum Fasten verdammt, — sagte er in majestätischem Tone, während frische Kastanienschalen auf dem Boden der Hütte anzeigten, daß der Zauberer nicht erst bei der ersten Mahlzeit war — aber um Dir zu Gefallen zu sein, meine Tochter — fügte er mit sanfter Stimme hinzu — will ich einen Bissen essen und einen Schluck trinken . . . ich werde meinen Zauber morgen vorbereiten.

Zu gleicher Zeit zog er aus der Tasche ein altes Messer, welches eben so hinsäffig wie er selber war, zerschchnitt das Weißbrot, welches Susette mitgebracht hatte, legte auf eine Seite ein Stück kalten Braten und machte sich mit großartiger Eßlust ans Werk.

Ein Mensch, welcher ißt, hat nicht viel Würde, und bei der Kinnbackenbewegung Michels bekam Susette wieder einigen Muth. Beide beobachteten während des Mahls ein tiefes Stillschwei-

gen; aber endlich schloß Michel sein Messer, wischte sich den Mund mit dem Ärmel, versteckte den Korb mit dem Rest der Lebensmittel in eine Ecke der Hütte, und sich dann zur Besucherin wendend, sprach er ernst:

Nun sprich, Kleine, was willst Du?

Die arme Susette machte eine Bewegung des Erstaunens; sie hatte geglaubt, daß die magische Wissenschaft des Zauberers, welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfaßte, sie wenigstens der peinlichen Erzählung überheben würde.

Guter Herr Michel, — sagte sie erröthend — ich glaubte, Ihr wüßtet, warum ich gekommen sei.

Ohne Zweifel, ohne Zweifel, — antwortete der Greis ein wenig verwirrt — ich weiß es so gut wie Du, — aber Du verstehst — ich wollte sehen, ob Du lügst —

So leichtgläubig auch das junge Mädchen war, fand sie diese Falle doch zu plump, und war auf ihrer Hut.

Herr Michel, — sagte sie mit einer gewissen Bestimmtheit — wenn Ihr wirklich die Macht mir zu helfen habt, besigt Ihr auch die, zu errathen, was mich zu Euch führt.

Diese Kühnheit, an welche ihn seine gewöhnlichen Kunden nicht gewöhnt hatten, erregte den Zorn des Zauberers.

Du verdienstest, daß ich mich gar nicht in Deine Angelegenheiten mischte, — erwiederte er gereizt. — Hat man jemals solche Unverschämtheit gesehen? Aber daran erkenne ich die Nichte des Müllers Pili, des Hartnäckigsten und Ungläubigsten des Kirchspiels. — Sage Deinem Oheim, Kleine, daß, wenn er fortfährt, über Dinge abzusprechen, welche er nicht versteht —

Ich bitte Euch, Herr Michel, — unterbrach ihn das junge Mädchen — ereifert Euch nicht über meinen Oheim; ich versichere Euch, daß er sich ganz geändert hat. Er geht in die Kirche, flucht nicht mehr, und gewiß, wenn er Euch einen Dienst erweisen könnte, er thäte es gern. Gewiß hat er sich sehr geändert seit jenem Abend, wo der Währwolf — doch das wißt Ihr wohl besser als ich.

Der Zauberer nahm eine wichtige Miene an und sagte, verächtlich lächelnd:

Warum sollte ich es nicht wissen, da ich selbst

den Währwolf geschickt habe, um den Leuten von Bernay einen Denkfettel zu geben, weil sie Alle Taugenichtse sind. Höre, junges Mädchen, Du hast zwar eine leichtfertige Zunge, aber ich will Dir wohl, weil Du mir Weißbrot und außerordentlich guten Wein gegeben hast. Thue das öfter und ich will Dir meinen Schutz angeheihen lassen. Jetzt sage den Leuten von Bernay, daß ich mit ihnen unzufrieden sei, weil sie Schlechtes von mir sprechen und mich nicht um Rath fragen, wie die von Bonnat. Sage ihnen, daß ich

ihnen lezt hin nur einen kleinen Währwolf geschickt habe, zum Späße und um ihre Beine in Bewegung zu setzen, aber daß, wenn sie sich nicht bekehren, ich ihnen einen großen Teufel schicken werde, der ihnen mit derselben Leichtigkeit den Hals zuschnüren soll, wie ich diesen Wögeln thue.

In demselben Augenblick ergriff der Zauberer, um seine Drohung schrecklicher zu machen, eine frisch gefangene Lerche, und zerdrückte sie mit zwei Fingern.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Nachen. Die Nachener Zeitung vom 28. Februar meldete: Die Herzogin von Orleans tritt ein und setzt sich zu beiden Seiten ihrer Söhne.

Berlin. Es ist gar nicht zu glauben, welche eine Schaar muthiger Leute ihre Posaunenstöße in die Pressefreiheit hineinbläst! Es drängen sich jetzt Leute als Kämpfer für Freiheit vor, die früher den Namen des Königs nur knieend niederschreiben wagten. Leute sind Volksfreunde, die sich zur geheimen Verrätherei mit That und Wort brauchen ließen, und das ganze aufgehobene Berichtigungs-Bureau, durch welches die Mitglieder berichtigt, und Alles, was gegen Lüge und Despotie geschrieben war, berichtigt wurde, schreit: Freiheit und Gleichheit!

. Hätte die Bevölkerung des Staates sich stets dem Könige gegenüber der Art gezeigt, daß er Achtung, Ehrfurcht vor ihr haben mußte, die schauer- und schandvollen Bürger-Niedermetzelungen des 18. und 19. März wären eine Unmöglichkeit gewesen. Aber der König mußte glauben, daß Wohlhabende, Beamte, angestellte Männer der Intelligenz, wie Universitäts-Professoren u. dergl., ihren höchsten Stolz darin suchten, ihr höchstes Glück darin fanden, in unterthänigster Demuth vor ihm zu ersterben. Er mußte nach den offiziellen Toasten, die er täglich in den Zeitungen las, glauben, er sei Gott, nicht nur von Gottes Gnaden, da schon sein Wort sein ganzes Volk in ein Meer der Glückseligkeit bringe! Er mußte daher diejenigen, welche klagten, für rebellische Scribenten, diejenigen, welche forderten, für aufgehetztes Gesindel halten. Und er ließ schießen auf die Canaille. Diese Kugeln hätten aber jene verdient, deren gemeine Selbstsucht, deren widerlicher Servilismus dem Könige ein so verächtliches Bild der Menschheit gaben. Der König

mußte zu sich sagen: Wenn die höchsten Beamten, wenn die gefeiertsten Gelehrten sich mit tiefgekrümmten Buckeln in der Sonne meines Gnadenblickes zu wärmen stolz sind, dann muß ich ein übermenschliches Wesen sein, und kann die nicht Bevorzugten, nicht Ausgezeichneten unter meinen Unterthanen nur als geduldetes Geschmeiß betrachten. Wahrlich, nur die tiefste Verachtung gegen sein Volk konnte das himmelschreiende Unrecht herbeiführen, daß ein König auf sein Volk schießen ließ! Die Schuld haben an dieser Verachtung des Königs, sollten zur Verantwortung gezogen werden — Alle, wie es mit dem aufgelösten Ministerium der Fall ist. Aber haben die Bürger selbst nach der glorreichen Revolution sich mit dem Männerstolze gezeigt, zu dem sie die Berechtigung mit Blut erkaufte hatten?! — Als der König unter sie ritt, geschmückt mit den Farben, die er noch vor 24 Stunden als verflucht rebellisch bezeichnet hatte, da noch die Leichen der Gemordeten nicht erkaltet waren, das Blut aus den Wunden zahlloser Verwundeter noch heiß und schmerzhaft strömte, da mochte das Volk wohl dem Könige zeigen, wie hochherzig es vergeben könne. Es konnte ihn mit dumpfem Schweigen durch seine Reihen reiten lassen. Daß es ihm aber entgegenjubelte, daß es sich an ihn drängte, ihm die Hände zu küssen, das mußte den König in seiner Verachtung gegen die Masse bestärken. Diese Jubelschreier und Händelecker konnte er nicht als Menschen, als freie Bürger ehren. Sie mußten ihm als Sklaven erscheinen, die der Plantagenbesitzer hat blutig peitschen lassen, und die nachher an ihn herankriechen und für die gnädige Strafe danken.

. Mehre Häuser, wie namentlich der Palast des Prinzen von Preußen, konnten nur dadurch von der Zerstörungswuth gerettet werden, daß man sie als Nationaleigenthum erklärte, was mit großen Buchstaben

an die Häuser angeschrieben wurde. — Als der erste Gensdarm wieder aus seinem Verstecke hervorkroch, wandte sich die Wuth des Volkes gegen diesen. Er wäre auf der Straße zerrissen worden, hätte er sich nicht in einen Tabakladen geflüchtet. Doch nun drohte der Schwarm, den Laden zu demoliren, wenn der Besitzer den Gensdarm nicht herausgäbe. Dieser starb fast vor Angst. Da sprang ein Ladenbursche heran, schrieb mit Kreide dem Geängsteten auf den Rücken: National-eigenthum, und stieß ihn dann aus der Ladenthür. Als die Lobenden die Rücken-Inscriptur lasen, ließen sie ihr Opfer ruhig abziehen.

* * Durch die Volksversammlungen, politische, constitutionelle und andere Klubs ist eine Epidemie ausgebrochen: die Redewuth. Man muß es hören, um eine Geduldprobe auszuhalten, über welche unbedeutende Schnörkeleien in diesen Versammlungen mitunter Dugende von Rednern auftreten, und wie viele unsinnige und unnütze Worte ein Jeder von diesen losläßt. Die meisten Redner glauben: geläufig sprechen sei schon gut reden. Nicht in der Fähigkeit, viel Worte zu machen, besteht die Rednergabe, sondern in der Kunst, mit wenigen Worten viel zu machen. Und wie wenigen dieser sich oft widerlich anmaßend vordrängenden Sprecher ist es überhaupt darum zu thun, daß sie eine gute Sache fördern. Sie wollen nur das Bedürfnis befriedigen, laut zu werden. Der eine Klubb besitzt namentlich ein Mitglied, das bei jeder Gelegenheit der Erste ist: Ich bitte um's Wort! — und sich dann wieder in der Reihe der Angemeldeten nochmals notiren läßt. Mit monotoner Sprache, stierem, ausdruckslosen Auge und einer Suffisance, als stände er in einem Zimmer allein vor dem Spiegel und liebäugelte mit sich, spricht dieses Weh der Anwesenden dann Viertelstunden lang Worte, Worte und Worte. An einem Abende hat dieser Herr neunzehn Male das Wort genommen, und wollte Gott, er hätte unter diesen neunzehn Malen auch nur ein Mal nicht tödtlich gelangweilt! —

* * Im Munde des Volkes lebt folgender Kernspruch:

Geduld, Vernunft und Sauerkraut,
Das sind drei edle Sachen.

Geduld hat Babylon erbaut,
Vernunft muß uns zu Menschen machen,
Und Sauerkraut gehört zum Leben,
Wenn Pökelfleisch und Brot daneben.

* * Ein hiesiger Buchhändler, Herr Leopold Schlesinger, hat aus Freiligrath's *Cairo* das Gedicht: *Freie Presse*, abdrucken lassen und davon 20,000 Exemplare verkauft. Diese bringen ihm mindestens einen Reingewinn von 400 Thalern. Ob der Ehrenmann diese wohl wenigstens mit dem Dichter theilen

wird, ohne dessen Erlaubniß er das Gedicht abdrucken ließ?! —

* * Ein Redacteur schrieb: Taubert's neue Oper wird bald beendet sein; sein Segel aber setzte: Taubert's neue Oper wird bald beerdigt sein! — Dieser Druckfehler drückt Alles aus, was man von dem Werth einer Oper Taubert's erwarten kann.

* * Als am 18. März Abends eine Deputation des Gemeinderaths von Köln sich zum König verfügte und Hr. v. Wittgenstein ihm erklärte, daß sich die Rheinprovinz von ihm trennen würde, wenn er nicht rasche Zugeständnisse mache, wollte der König immer noch zögern und Alles bis morgen aufschieben. Hr. v. Wittgenstein versicherte ihm, morgen würde Alles zu spät sein! Noch denselben Abend langte auch Hr. v. Wincke an und erschien unmittelbar noch in der bestäubten Reisekleidung beim König; er entwarf ihm eine nicht minder klare und entscheidende Schilderung von Westphalen; auch sagte er: „Er müsse Sr. Maj. bekennen, daß es einen betrübenden Eindruck auf ein preussisches Herz machen müsse, so, wie er, eben beim Kanonendonner, der sich gegen die Bürger richte, in Berlin einzufahren.“ Ueber diese Worte erlaubten sich ein Paar anwesende Generale höhnisch zu lachen. Müßigen herrliche Menschen und wackere Vaterlandsfreunde gewesen sein, das! — „Meine Herren,“ rief Hr. von Wincke, „das ist kein Augenblick, um zu lachen!“ — „Es hat ja auch Niemand gelacht!“ sagte der König. — „Ja, diese Herren haben gelacht, und das ist ein ungehöriges Lachen!“ antwortete Wincke. — Da trat ein Staatsbeamter vor und sagte zu Wincke: „Al' das Unheil kommt einzig von Ihrem schändlichen Landtage her.“ — „Mein Herr,“ erwiderte Wincke, „das ist eine falsche und verrätherische Meinung von Ihnen. Wie können Sie es wagen, in Gegenwart des Königs die heiligsten Institutionen des Vaterlandes so zu bezeichnen!“ — Der König unterbrach diesen Wortwechsel, indem er freundlich sagte: „Nun, mein lieber Wincke, Sie soupiren doch mit mir?“ — Der König muß die Menschen sehr verachtet haben, da er Einen so fördern wollte! — „Nein,“ sagte Wincke, „ich soupire nicht!“ und damit ging er.

* * Der geistvolle Dr. Arthur M..... veröffentlicht eine Ankündigung neuer Werke für die Leipziger Ostermesse 1848. 1) Vollständiges Verzeichniß der ausgesuchtesten Wetterfahnen in Berlin. Mit einer Dedication an den Magistrat und Beiräthen von Stieber, Strampf, Heymann, Woeniger und sonstigen distinguirten Personen. 2) Kurzgefaßter, jedoch gründlicher Unterricht für angehende Minister: wie man auf die unmerklichste Weise das Volk zum Narren haben könne, als Beitrag zu Machiavelli's Fürsten. 3) Betrugsterikon der Staats-

männer alter und neuer Zeiten. 50 Bände. 4) Der Fuchs und der Esel im politischen Zwiegespräche. Ein Handbuch für Dilettanten in der Staatskunst. 5) Musterzeitung für Volkstrachten. Mit dem Conterfei von Julius Curtius. 6) Geschichte der öffentlichen Meinung und ihrer Wirkungen. Theil I. Dem Kammergerichtspräsidenten von Kleist gewidmet. 7) Die in der Nacht vom 18. zum 19. März von Siebenschläfern und Maulhelden vollbrachten Thaten. 200 Bde. Nachträge und Uebertreibungen bittet man der Vossischen Zeitung einzusenden. 8) Die schlesischen Weber und Herr Dr. jur. Stieber. Ein sentimentaler Roman. 9) Der Bürgergardenfreund. Ein zweifelhaftes Seitenstück zum Soldatenfreund von Louis Schneider. 10) Des großen Kurfürsten Kunde in der Nacht vom 18. zum 19. März. Mit dem Motto:

Der Kurfürst auf der langen Brücke
Sieht wieder munter aus und glatt,
Weil ihn der Hofrath Friße Förster
So lange nicht besungen hat.

11) Gewissenhafte Untersuchung der Frage: ob die eiserne Mauer, welche der Buchhändler Hr. Heymann am 18. März auf dem Schloßplatze bilden wollte, aus von der Schutzcommission geliefertem Knüppelholz oder aus Makulatur bestanden haben würde? 12) Fäßlicher Unterricht, wie man sich an dem brennenden Zünder einer gefüllten Granate die Cigarre anzünden kann. Von E. Constant. Mit dem Motto: „Wenn der Muth in der Brust seine Spannkraft übt.“

. In der Friedrichsstraße stand am 18. März hinter einer Barrikade ein Schütze, der dem Tode nichts nachgab. Er hatte es besonders auf die Offiziere abgesehen und bezeichnete im Voraus Jeden, den er sich zum Opfer erkoren. Sein Nachbar war ein Schneider. Jener legte auf einen Leutnant an. Sieb Acht, wie er fallen wird! rief er dem Schneider zu. Dieser warf einen Blick auf den Bezeichneten, und plötzlich riß er die Büchse seines Freundes in die Höhe. Um Gottes Willen! schrie er, schieße den nicht todt, der ist mir achtzig Thaler schuldig! — und der Leutnant blieb am Leben. —

. Die frömmelnde und heuchelnde Ministerial-Despotie der Herren Eichhorn und von Thile (Besterer ist, Gottlob! nicht bürgerlich!) bezeichnete Jemand mit dem witzigen Ausspruche: Früher lief man einem Sterne nach, um zu Christus zu gelangen, jetzt läuft man Christus nach, um zu einem Sterne zu gelangen.

. Jean Paul bemerkt, Unsichtbare Loge, Thl. I.: Es wird einmal eine Zeit kommen, wo man unsere vergangene Dummheit so wenig begreifen wird, als wie künftige Weisheit — ich meine: wo man nicht bloß, wie jetzt, keine Bettler, sondern auch keine Reichen dul-

den wird. — Sichtenberg sagt: Wenn Jemand in Cochinchina sagt: Doji (mich hungert), so laufen die Leute, als wenn es brennte, um ihm etwas zu essen zu geben. In manchen (nur in manchen?) Provinzen Deutschlands könnte ein Dürstiger sagen: mich hungert, und es würde grade so viel helfen, als wenn er sagte: Doji! —

. Ein tragischer Zwischenfall unserer Revolution: Die Frau des Briefträgers Günther, der bereits neun Kinder hatte, war während des Königsschießens auf die Bürger ihrer Entbindung nahe. Günther wollte eine Hebamme holen. Kaum aber trat er vor die Thür seines Hauses, so traf ihn eine tödtende Kugel. Inzwischen wurde die eben zur Wittwe gewordene Frau von Zwillingen entbunden.

. Schönlein, der k. Leibarzt, eilte, als er am 18. März den ersten Kanonenschuß hörte, zum Könige, dem er sagte: Derjenige, der den Befehl zum Schießen gegeben hat, ist werth, daß man ihn an den Weinen aufhängt, und finden Sie zu dieser Execution keinen Henker, so will ich es übernehmen! — Als Schönlein sah, daß beim Könige nichts anschlag, ging er fort und erklärte ihn für unheilbar. —

. Zur deutschen Grammatik. Geschlechtswort: Censur (Geh' schlechts Wort!) — Zahlwort: Die Gefallenen. — Zeitwort: Gleichheit. — Nebenwort: Militair. — Vorwort: Studenten. — Bindewort: Freiheit. —

Boston. Ein Juwelier schrieb auf seinen Schild: „Wand'rer! hier findest du die köstlichsten der Steine, Wie Thränen einer jungen Wittve schimmern sie.“

Breslau. Die hiesige Kaufmannschaft erröthet noch immer nicht darüber, daß sie in ihren Zwinger, einen herrlichen Garten, in welchem die freie Gottesluft ohne Unterschied der Farben Blumen, Blüthen, Sträucher und Bäume in's Leben ruft, keinem Juden den Eintritt gestattet. Als kürzlich bei einem Volksaufzuge der Zwinger bestürmt wurde, riefen die zitternden Kaufherren eine Abtheilung bewaffneter Studenten zur Hilfe herbei. Da diese gebeten wurden, in den Zwinger einzutreten, trat ein Student vor und sagte: Es sind aber sehr viele Juden unter uns! Dürfen die jetzt auch in den Zwinger?! —

Dresden. Die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde hat den praktischen Arzt Dr. H. W. Berend, Director des berühmten orthopädischen Instituts in Berlin, in Ansehung der großen Verdienste, die er sich um Ausbildung der Orthopädie in Deutschland erworben, zu ihrem correspondirenden Mitgliede erwählt.

Dublin. Die älteste Harfe wird im Dreifaltigkeits-Collegium aufbewahrt. Sie gehörte dem D'Brion Boirom, der nach dem Einfall der Dänen in Irland die Zusammenkünfte der Barden wieder einführte und Schulen und Bibliotheken gründete, die noch jetzt bestehen, wurde endlich das Eigenthum Cunninghams, der sie dem Collegium zum Geschenk machte.

Frankfurt a. M. Seit elf Jahren schläft ein Edelster seines Volkes, Ludwig Börne, auf dem Père-la-Chaise. Er liegt um der Liebe zu seinem Vaterland willen in fremder Erde begraben; aber Börne ist nicht todt, er lebt noch, lebt in dem Herzen jedes deutschen Mannes, und man gedenkt seiner zumal in diesen Tagen der Wiedergeburt Deutschlands, der nationalen Erhebung und Befreiung seines Volks. Börne hat diese Erhebung und Befreiung nicht erlebt, aber er hat für dieselbe gerungen wie wenige, und er hat die Märztage Deutschlands prophezeit. An Börne's Grabe sprach im Februar 1837 sein damals in Paris anwesender Landsmann Berly unter Anderm: So wäre denn wieder einer untergegangen von den wenigen, die am kleinen Firmament des deutschen Liberalismus als Sterne glänzten! Börne — der brave redliche kernfeste Deutsche, er ist todt! Die Stimme ist verstummt, die so klar, so eindringlich zu reden wußte! — Wer soll nun Deutschland zurufen — es schlafe — es wache auf!? — Nun schläft er selbst — aber den Schlaf, aus dem ihn selbst die Freiheitstrompete, sollte sie je einst für Deutschland erschmettern, nicht aufzurufen vermag, aber der ihn der ungeheuren Freiheit, der Unendlichkeit in die Arme warf. — Börne blieb sich immer gleich; er war ein Licht, das nicht verglimmte, sondern plötzlich verlöscht, aber bis zu Ende hell ershimmerte. Bis zu seinem Tode behielt Börne die nämliche unbefangene Ansicht der Dinge, die nämlichen liberalen Gesinnungen, die nämliche unabhängige Meinung. Seine Werke, seine Handlungen, seine Schriften bezeugen dies. Er war nicht einer der vielen, bei denen in spätern Jahren die edleren Gedanken mit tausend kleinlichen Rücksichten des Interesses übertrücht werden. Er exilirte sich selbst — denn er sah, daß er nur aus der Ferne her seinem Vaterland nützen könne — daß im Vaterland selbst ihm nicht vergönnt sein würde, dem Vaterlande zu dienen, weil dort dem Wohlmeinenden der Mund geschlossen und die Hände gebunden würden. So rief er denn den Deutschen über den Rhein hin mit dem Sprachrohr seiner Beredtsamkeit die Mahnung zu: sie möchten sich erkennen, sich achten, sich selbst schätzen lernen, und die Augen öffnen über ihre Lage. Aber es war, wie der Prediger sagt: sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Augen und sehen nicht! Nun ist er stumm und still: aber seine Worte leben fort und seine Worte reden laut. Und es wird die Zeit kommen, wo wir ihn als einen Propheten ehren werden, wo ihm Deutschland danken wird

als dem Verkünder seines Heils. Es wird die Zeit kommen, wo sich seine Gebeine rühren werden und seine Asche erzittern wird. Und das ist die Zeit, wo der Freiheitsengel rächend und lohnend über die deutschen Völker hin seinen Flug nehmen wird! Bis dahin ruhe er in Frieden und sein Grabstein sage, wie der des römischen Helden: „Unwürdiges Vaterland, selbst nicht meine Gebeine sollst du haben.“

Geisingen. Die Geisinger (Baden) haben ihrem Abgeordneten Knapp eine weiße Zipfelmütze mit der Umschrift übersandt: „Das erwachende Vaterland dem schlafenden Verdienst.“

Halle. Einige hiesige Buchhändler haben bereits die Censur wieder eingeführt: Sie verkaufen die Schriften nicht, die ihnen gefährlich scheinen, verbrennen sogar diejenigen, deren Einsender ihnen unbekannt. Meine Herren hallensischen oder hallorischen oder hall—schen Buchhändler, nur zwei Dinge sind in diesem Augenblicke gefährlich: die Herzensbeschränktheit und die Geistesbeschränktheit. —

Irland. Ein Arzt aus dem Arrondissement de la Rochelle und ein anderer aus Paris hatten voriges Jahr von der französischen Regierung den Auftrag, das Typhusfieber, welches damals in Irland grassirte, zu beobachten. Der Erste macht nun einen Reisebericht bekannt, in welchem folgende Stelle über das Glend der Iren vorkommt. Man stelle sich Menschen ohne Schuhe und Strümpfe, kaum zur Hälfte mit elenden Lumpen bedeckt, vor, welche einen armseligen, ausgetrockneten Körper kümmerlich umhüllten, mit schmutziger, bräunlicher, erdsarbiger Haut, von Ungeziefer zerfressen, deren verhungertes Aussehen alle Entbehrungen verkünden, welche sie in einem beständig kalten und feuchten Klima erduldet haben. Diese Unglücklichen haufen in elenden Hütten, deren halbzerfallene Mauern und Dächer überall dem Winde, Regen und der Kälte Zugang verstatten; viele besitzen nicht einmal solche Hütten, sondern wohnen, schlafen und schützen sich vor den Unbilden des Himmels überall, wo sie nur können. Im vorigen Winter sind 800,000 Menschen von Irlands Boden verschwunden, 600,000 durch Hunger, die andern durch Auswanderung. Dies ist die wahrscheinlichste Anzahl; denn bestimmte Nachweisungen sind gar nicht zu erlangen, indem seit 40 Jahren in Irland keine Register über Geburt und Sterben geführt werden. Nichtsdestoweniger wird Königin Victoria alljährlich von einem Kinde glücklich entbunden. Welch Verbrechen, Gebieterin solches Glendes zu sein! Dagegen ist Pleß und Kybnick Kinderspiel.

Köln. Das Dampfschiff der Kölner Gesellschaft: „Prinz von Preußen“, heißt jetzt: „Deutsche Kolarde.“

* * In der Kölner Zeitung vom 26. Februar ist zu lesen: Viele Menschen liefen durch die Straßen, mit dem furchtbaren Rufe: Wir sind ermordet worden! —

London. Victoria. Wo kommen Sie denn her? — Louis Philipp. Entschuldigen Sie, bei mir zu Hause wird keine gemacht.

* * Der Staatsökonom Laing geißelt das deutsche Bureaukratenungethüm und Ordensunwesen in sehr bestimmten, kräftigen Worten: Selbstgefühl und Selbstbewußtsein sind herrliche Worte in der deutschen Sprache; — aber das, was sie bedeuten, das Gefühl der Menschenwürde, findet man leider nur selten, weil alle edle Gesinnung in der Brust des Jünglings durch das Aufblicken zur Beamtenlaufbahn erstickt wird. — Unter diesen servilen Staatseinrichtungen müssen sogar die sogenannten liberalen Wissenschaften und Künste zur Ausübung sich erst eine Erlaubniß oder Concession von der Regierung erbitten. Dabei behält natürlich die Protection und Begünstigung immer Einfluß, weil die Zahl der examinirten Candidaten stets die der Aemter übersteigt. Im Jahre 1834 gab es für 100 Kirchen- und Schul-Aemter in den preussischen Staaten 262 Bewerber, für 100 Rechtsämter 255 Candidaten, für 100 Kreisarztstellen 196 Bewerber. Die unverdiente Wichtigkeit, die auf solche Weise den Beamtenstellen beigelegt wird, und welche dem Gefühle der freien Menschenwürde entgegenarbeitet, giebt sich durch eine übertriebene Menge von Titeln, Orden und Auszeichnungen zu erkennen, womit die Leute, gleich den Wilden oder Kindern, sich zu schmücken lieben. Man begegnet auf den Straßen Hunderten von Menschen mit einem Bändchen im Knopfloch, welches zu sagen scheint: Ich bin ein Ordensritter, schau' her! Viel Achtung läßt sich damit für das Militär schon darum bei dem jüngern Geschlecht nicht verbinden, weil dies dem Feuer noch nicht ausgesetzt sein konnte. Bei den Civitämtern aber ist es ganz überflüssig und wesenlos. Das den Engländern beiwohnende stolze Gefühl, mit dem die Wenigen, welche wirklich einen Orden besitzen, ihn nur bei großen Gelegenheiten tragen, — dies Gefühl, das den Menschen höher anschlägt, als die häufig zufällige Auszeichnung, scheint den Deutschen abzugehen. Man sieht dort selbst die Geistlichen mit weltlichen Orden prunken; eben so geht der Arzt, der Professor, mit Bändern an sein tägliches Geschäft. Ein Engländer würde daran eben so wenig denken, als es ihm beifallen würde, die Zeitung, welche seine Beförderung enthält, seinem Rocke aufzuheften. — Der Unterschied zwischen England und dem Festlande zeigt sich dadurch, daß im Jahre 1834 die Mitglieder des Ordens der Ehrenlegion in Frankreich sich auf 49,620 Personen beliefen, während sämmtliche fünf englische Orden im Ganzen nur 906 Mitglieder aufzuweisen hatten; und diese waren durch Rang, Vermögen, gesellschaftliche Stellung ohne

dies so ausgezeichnet, daß der Orden nur als schwache Zugabe erschien.

* * Zu den schönsten Illustrationen der natürlichen Aristokratie der Gegenwart gehören Sir Robert Peel, der Sohn des Baumwollenspinners aus Tamworth, und Cobden, der siegreiche Führer der jetzt privatisirenden Ligue gegen die Korngesetze. Aus der eigenen Machtvollkommenheit des Talentes, durch den Freibrief der Natur (nicht durch Protection, erzappeltes Avancement und gnädigste Anstellungs-Decrete) sitzen sie oben an am geistigen Banket ihres Vaterlandes. Wohl ihnen, Engländer zu sein! Kein Großkreuz irgend eines heiligen Ordens toilettirt Peel's edle Brust; aber zwei Mal durfte er die Pairswürde zurückweisen, ohne des Landes wegen Mißachtung der Hofgnade verwiesen zu werden.

Magdeburg. Gewisse Leute hier scheinen nicht zu wissen, daß die Hofrath-Titel und rothe Adlerorden vierter Klasse ein Ende genommen, sonst könnten sie nicht darnach streben, indem sie herumziehen, und alle öffentlichen Lokale, welche die Mannheimer Abendzeitung halten, zu bewegen suchen, diese aufzugeben, weil sie für die Wahrheiten, die sie über die Mordgeschichten vom 18. und 19. März in Berlin sagt, oft schimpfende Ausdrücke wählt. Schimpfen ist allerdings unwürdig, sogar Widerschimpfen; doch für das Schimpflichste, was die Annalen der Geschichte aufzuweisen haben, giebt es nichts Schimpfendes mehr! Das Widerschimpfen mit Worten ist nur eine, freilich nicht hochherzige, doch noch milde und edle Erwiderung gegen das Schimpfen von der andern Seite mit Flintenkugeln und Kartätschen! — Ich halte es nicht für unmöglich, daß von irgend einer Stadt Preußens aus nächstens eine Dankadresse an den König gelangen werde für die niedergeschossenen Berliner Bürger.

Mailand. Paganini hatte ein Empfehlungsschreiben an den Prinzen M. „Wer sind Sie?“ fragte ihn der Prinz, als er den Brief noch nicht gelesen und nur die wunderliche Figur gesehen hatte. Paganini antwortete: César, le Violon à la main!

Mainz. Das erste deutsche Censurmandat ist am 4. Januar 1486 zu Mainz vom dortigen Bischof Berthold, gefürsteten Grafen von Henneberg und Römheld, erlassen worden. Die ersten deutschen Censoren waren: Johann Bertram von Neuenburg für Theologie, Alexander Dietrich für Jurisprudenz, Theodorich von Meschede für Medicin und Andreas Eler für die freien Künste. Ueberschreitung des Mandats wurde mit Excommunication und hundert Goldgulden Buße bestraft.

Mantua. Ein jüngst hier verstorbenen Jude hat den Papst zum Erben von drei Millionen gemacht. Im

Testamente wird Pius IX. der von den Juden erwartete Messias genannt.

Marienthal. Eine junge Nonne, welche in dem sächsischen Kloster Marienthal sich durch ihren Gesang beim Gottesdienst auszeichnet und Juliane genannt wird, ist die Schwester der Gräfin Rossi und war längere Zeit an mehren Theatern als Nina Sonntag Sängerin, so in Aachen, Cassel, Magdeburg und auch in Leipzig. — Unglückliche Liebe soll sie zu dem ascetischen Schritt getrieben haben. — In demselben Marienthal befindet sich noch eine ehemalige Bühnenkünstlerin Marie Herold, mehre Jahre erste Liebhaberin am Königsstädter Theater. Auch sie soll die Treulosigkeit eines Gardeoffiziers bewogen haben, dem bunten Spiel der Bretter Lebewohl zu sagen und ihren Schmerz in die Einsamkeit einer Klosterzelle zu begraben.

München. König Ludwig's Abschied am 20. März 1848. (Besonders die Münchener betreffend.)

Verlassen und traurig wandelnd,
Zieh' ich in die Welt hinein,
Denn frei und groß nur handelnd
Mocht' ich Euer König sein.
Ich hab' Euch sehr geliebet,
Ihr habt mich sehr betrübet,
Das schuf mir arge Pein.

Die stolzen Aristokraten
Verleiden mir den Thron,
Sie haben auch Euch verrathen
Und sprechen uns Beiden Hohn.
Die Höstlinge, glatt und schmeichelnd,
Die Geistlichen, Liebe heuchelnd,
Entrissen mir die Kron'.

Ein Herz im Busen tragend,
Für Schönes, was Menschen ziert,
Mein Volk mit Künsten begabend,
So hab' ich stets regiert.
Schwört Treue nun meinem Sohne,
Bleibt treu, ihr Bayern! der Krone
Und dem Geseze, das Euch regiert.

Neu-Kaledonien. In Neu-Kaledonien gehen gehen die Mädchen in patriarchalischer Einfachheit zu den Brunnen, Wasser zu schöpfen. Heirathslustige Jünglinge halten sich dort im Verstecke auf. Sieht ein solcher ein Mädchen, das ihm gefällt, so springt er vor und stößt die Wasserschöpferin in die Cisterne. Hastig springt er ihr nach, zieht seine gerettete Schöne an den Haaren heraus, schleppt sie in seine Hütte und — sie ist sein Weib.

Paris. Es stellt sich jetzt heraus, daß aus den Tuileries ein großer Vorsteck-Diamant im Werthe von 250,000 Franks, und ein Paar diamantene Ohrringe,

25,000 Fr. werth, gestohlen worden sind. Ein Arbeiter, der bei dem Eindringen in die Tuileries eine Brustnadel wegnahm und sie, um seiner Familie Brot zu verschaffen, für 5 Fr. verpfändete, hat sie seitdem eingelöst und dem Viertels-Commissar übergeben. Sie gehörte dem Herzoge von Nemours und jede Perle ist 500 Fr werth.

. Pleyel, der berühmte Pianofortefabrikant, beschäftigte in seinem Etablissement 300 Personen. Der große Borrath und der verminderte Absatz zwangen ihn, die Hälfte zu entlassen. Sofort beschloßen die Arbeiter: Wenn nur für die Hälfte von uns Arbeit ist, so wird Jeder einen halben Tag arbeiten und wir sind Alle zufrieden gestellt.

. Felicien David hat die „blutende Nonne“ von Delavigne in Verbindung mit Berlioz componirt, und daß diese Beiden eigenthümliche Musik zu Stande gebracht haben, läßt sich wohl erwarten. Auch Meyerbeer wollte diese Nonne componiren, aber der Dichter überließ sie ihm nicht; er erklärte ihm ironisch: „Ich werde alt und — möchte doch die Aufführung meines Werkes noch mit ansehen.“

. Drei Dinge sind es jetzt, die sich in Frankreich mit gewaltiger Thätigkeit regen, während alles Uebrige stockt: die Klubs, die Journale, die Candidaten für die Nationalversammlung. Es vergeht kein Tag, wo nicht in Paris, wie in den Departements, mehre republikanische Gesellschaften eröffnet werden. Paris allein zählt deren jetzt ein volles Hundert. Jeder Morgen sieht neue Blätter austauschen. Schon ist man in Verlegenheit, neue Titel ausfindig zu machen, und die Journale müssen zu Beiwörtern ihre Zuflucht nehmen, um sich zu unterscheiden. So giebt es eine „Republique“ kurzweg, eine „Republique française“, eine „vrai Republique“, eine „véritable Republique“.

. Bei der französischen Revolution spielt die Zahl 4 eine hervortretende Rolle. 1804 die erste Republik abgeschafft, dann 44 Jahre Monarchie. Louis Philipp ist der vierte König Frankreichs, der durch die Revolution um den Thron gekommen und diese Revolution des vierten Standes (der Arbeiter) ist ausgebrochen am 24. Februar.

. Louis Blanc schreibt: Alles, was von Königen kommt, die angegriffen werden, ist verderblich. Ihre Schwäche ist eben so verderblich, wie ihre Kraft, ihre Furcht nicht minder, als ihr Muth. Wenn sie ihren Willen durchsetzen können, zertrümmern sie Alles. Wenn sie sich dagegen zum Nachgeben verstehen, so rufen sie, da sie nicht bis zum Ende nachgeben können, Angriffe hervor, gegen welche, wenn es nicht zum Bürgerkriege kommt, es kein anderes Mittel giebt, als die

Guillotine. Was sie einmal unter der Form der Macht aufgeben, nehmen sie ein ander Mal unter der Form der Gewaltthat zurück! — Ihre Concessionen wie ihre Anmaßungen baden sich im Blute der Völker. —

Pleß. Bis zum 1. März 1848 haben wir einen statistischen Ueberblick des Elends in Pleß und Rybnick, welches einen ewigen Schandfleck in der Geschichte Preussens bildet: In dem Pleßner, Rybnicker und den umliegenden Kreisen werden etwa zwanzigtausend Menschen bisher umgekommen sein durch Seuche und Hunger, davon sind mehre tausend Menschen buchstäblich am Hunger gestorben. In dem einzigen Kreise Pleß starben nach amtlichen Tabellen vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1847 neunhundertundsechs Menschen am Hungertod! —

Philadelphia. Als Stephan Girard, der Krösus der Freistaaten, vor einigen Jahren starb und sein ungeheures Vermögen meist den großartigsten Zwecken der Aufklärung und Volksbildung vermachte, — für das Girard-Collegium bei Philadelphia, ein Gebäude im prächtigsten Style, ganz aus weißem Marmor aufgeführt, hinterließ er allein sechs Millionen Dollars — wurde von ihm auch eine Anstalt in der Quäkerstadt sehr reichlich dotirt, mit der ausdrücklichen Bedingung jedoch: daß nie ein Priester irgend einer Confession ihre Schwelle übertrete, und wenn dies geschehe, solle die ganze Dotation der Stadt anheimfallen. Man kann sich denken, mit welcher Sorgfalt die Vorsteher über die Erfüllung dieses Gebotes wachen. Und grade diese Anstalt ist es, wohin die Philadelphier ihre Kinder am liebsten schicken; da die Amerikaner den Religionsunterricht überhaupt — wie ganz vernünftig und gut — mehr auf eine durch Beispiel und Bibellesen im Hause zum Guten führende Familienpraxis, als auf das Auswendiglernen und Herplappern von unbegriffenen Dingen in der Schule (Ursprung der Lippengebete) zu stützen suchen.

Posen. Unter dem Titel: Was giebt's Neues? ist hier ein polnisches Gedicht im Umlauf, das deutsch etwa also lautet:

Die Schweiz hat gesiegt, — in Italien geht's los!
Drum spricht auf dem Lande man Dieses und Jenes,
Am St. Adalbert, wo Ostern wir feiern,
Da wird mit Gewißheit das Schlagen beginnen.
Denn es ist vom Himmel Proph'zeihung gesch'e'n:
„Aus dem Land wird der Pole den Preußen ver-
jagen!“

Nur weiß man noch nicht, wenn eh'r dies geschieht!
Drum fährt Stanislaus nach Posen, zu fragen.
Da hört man's am besten, da schreibt man die Zeitung,
Viel Leute erzählen ja stets auch viel Neues,
Stach (Stanislaus) hat in der Stadt ja sehr viel Be-
kannte;

Drum Neues sagt da ihm bald Dieser, bald Jener.
Die Nacht, wo er rückkehrte, waren versammelt
Sie Alle, die Neues zu wissen begehrt.

— „So sprich doch Herr Bruder, was bringst Du
aus Posen,

Gewiß hast sehr Vieles Du heut zu erzählen.“ —
Als sie sich gesetzt auf die Bänke und Stühle,
Fängt Stanislaus an, wie jetzt folgt, zu berichten:
„Merkt auf, meine Freunde: 's geht gut auf der Welt,
Bald wird auch für Polen die Freiheit erscheinen. —
In Posen hat man in der Zeitung gelesen,
Daß jüngst die Franzosen den König vertrieben,
Und selbst sich gewählt eine eig'ne Regierung.
Republik ward erklärt, das Volksglück erblühte,
Und damit nicht zurück die Könige kehren,
Verbrannten den Thron sie auf offenem Markte.
Groß ist nun die Freude der freien Franzosen,
Seit Langem sah man dort nicht größere Freude.
Dort fragt man jetzt Niemand: bist Herr Du, bist
Bauer,

'S sind Brüder, umarmend wie Brüder sich Alle
Und jetzt nun das Beste, drum merkt meine Rede,
Vernünftig bedenkend, was jetzt ich Euch sage:
Seit lange schon ist der Franzose Freund Polens,
Und oft schon wollt' Hilfe den Polen er leisten,
Der König nur störte, doch jetzt sind sie Herren,
Drum wollen sie nun ihre Freundschaft uns zeigen. —
Schon giebt es in Frankreich die poln'schen Re-
gionen,

Die, wie es gewiß ist, zu uns auch bald kommen,
Und so mit der Hilfe der Brüder Franzosen
Wird bald aus dem Grabe Polonia er stehen! —
Drum haben die Polen in Frankreich befohlen,

Daß Alle zum Kampfe bereit Ihr Euch haltet,
Die Schwerter ergreifend, sobald man Euch rufet,
Kampfmuthig Euch schaarend um Adler und Reiter
Und Jeder, der Glück wünscht den polnischen Waffen,
Tret' in uns're Reihen, und frage nicht lange.

'S wird blutiger Kampf, darum, wer nur lebet,
Der schließe sich an uns, die Feinde zu schlagen.
Wenn der Preuße ruft polnische Landwehr zusammen,
Gil' fort aus dem Heer' zu den Seinen ein Jeder,
Wer aber mitzieht zur französischen Grenze,
Der eile nach Frankreich in unsere Regionen.
Was sagt Ihr dazu!“ fragt Stach nun die Andern,
„Nicht wahr, endlich scheint auch uns freundlich die
Sonne,

Drum Zeit ist's, die heilige Sach' zu besprechen,
Daß später wir stehen nicht wieder wie Ochsen am
Berge.

Mir scheint's an der Zeit, die Mähr zu verbreiten,
Den Sein'gen und allen den Andern zu sagen:
Wie's kommen wird bald, daß das Volk sich bereite,
Am Tag' schneif' die Sense und Nachts schmied' die
Sanze,

Daß wenn wir die rechte Stunde hören,

Wir mit Hurrah auf die Preußen gehn!" —
Des Stanislaw Rede gefiel Allen sehr
Und Thränen der Rührung traten ihnen in's Auge.
Vom Herzen nimmt Barthel (Bartholomäus) sein Scapulier,

Kniet nieder, und spricht nun vor allen den Andern:
„Auf dieses heil'ge Zeichen laßt uns schwören
Jede Stund' zum Kampf bereit zu stehn —
Daß wenn wir die rechte Stunde hören,
Wir mit Hurrah auf die Preußen gehn!"

Prag. Trunkenes Lied von J. C. Fickel:

Der Teufel hol die Muckerei,
Die Duckerei,
Espionirerei,
Demagogenrieckerei,
Volkschinderei,
Berlog'ne Zeitungschreiberei,
Denunzirerei,
Und alle verfluchte,
Berruchte,
Oft versuchte
Teufelei!
Möge jeder Tropfen ein Weltmeer sein
Und darin zu Haufen
Ersaufen,
Die sich nicht bekehren und taufen
Zur neuen Lehre auf Erden:
„Nur der Brave soll hier und dort selig werden!"

Wien. Ein hiesiges Blatt schämt sich nicht, das kaiserl. Decret über die Amnestie Derer, welche unter der Tyrannei des Despotismus Jahre lang im Kerker geschmachtet, mit folgenden Worten einzuleiten: „Se. Maj. der Kaiser haben neuerdings einen Beweis ihrer unverwundbaren Huld u. zc.“, „einen Beweis, daß sie endlich anfangen, gewissenhaft ihre Schuldigkeit zu thun“ — muß es heißen! — — Heuchelt und schmeichelt und streichelt und leckt nur um eure constitutionellen Fürsten! — Ihr werdet es bald wieder nicht besser haben als in den Zeiten der absoluten Tyrannei. Leider trifft es aber dann nicht Euch, Kriecher, allein, sondern die Unschuldigen mit, die es nicht, wie Ihr, verdient haben! —

* * Ein Ungenannter nennt Louis Philipp den Napoleon des Friedens, den Talleyrand der Börse; den Fürsten (†††) Metternich den Napoleon des Stillstandes; Friedrich Wilhelm IV. den Napoleon der Versprechungen, den geistigen Papst des Protestantismus; und Nicolaus I. den Napoleon des Ehrgeizes.

* * Feld schreibt in seiner Locomotive: Das neue österreichische provisorische Pressgesetz macht der Wiener Censur alle Ehre. Es scheint von den bisherigen Censoren redigirt worden zu sein, um diese Leutchen

anderweit zu beschäftigen. Um sich das Geschäft zu erleichtern, haben dieselben alle ihre Censurschnigel zusammen gesucht, dieselben gewalkt, gekocht, destillirt und auf 88 Paragraphen-Flaschen gefüllt. Diese Mixtur bildet nun das neue Pressgesetz, dessen Princip in der Kürze also lautet: Es ist jetzt Alles strafbar, was früher streichbar war. — Es lebe die Pressfreiheit! Aber die Schriftsteller müssen todgeschlagen werden.

* * Die Herzensergüsse Josephs II., des patriotischsten Kaisers von Oestreich, sind von einem verbannten Patrioten gesammelt und herausgegeben worden, und standen im Februar 1848 noch auf dem Index der — verbotenen Bücher.

* * Sieben Elfrieden existiren für die deutsche Schaubühne. Nebst den von dem hiesigen Dichter Eginhard und aus dem Nachlasse des verstorbenen Herzenskorn bei der Hofburgtheater-Direction eingereichten Stücken dieses Namens wurde derselbe Stoff schon in früheren Zeiten von Klingler und Babo bearbeitet. Rechnet man hinzu noch die Bearbeitungen von Dr. Wiesner, von Kürnberger und von Marggraf, so ergeben sich sieben Elfrieden.

* * Was heißt emancipiren? fragen Hedwig und Eleonore Wallot, Verfasserinnen von „Freiheit und Gleichheit, oder: die Mündigwerdung der Frauen“ u. s. w. Die Antwort lautet: „Den innern Mensch (Menschen?) studiren, das Vorurtheil verlieren, das Herz, den Kopf kuriren, sich mit dem Geiste zieren, mit Wort und That sich rühren, für Freiheit, Recht votiren, zum Selbstbewußtsein führen!“

* * Einem unverbürgten Gerüchte nach soll ein Censor nach Publication der Pressfreiheit „an gebrochenem Herzen“ verschieden sein. (Der Freimüthige. Redacteur: Mahler.)

* * Deffentlichkeit der Gerichte! — Himmel, welche Verlegenheit für den Geheimrath ***! Er kann doch nicht seinen Secretär in die Sitzung schicken!

* * Aus der Censurzeit. Ein Censor strich aus der Sprachlehre: „Das Vorwort von regiert den Dativ.“ — „Warum?“ fragte der Autor. — „Weil in Oestreich Niemand regiert, als die Regierung!“

* * Eine neue Parodie des Erbkönigs, von M. S. Saphir:

Wer schießt noch so spät auf das Volk ohne Wehr?

Es ist ein König mit seinem Heer!

Er hält sein Volk so treu in dem Arm,

Er faßt es so sicher mit seinen Gensd'armes.

Mein Volk, was birgst Du so bang Dein Gesicht?

Siehst, Bürger, Du den Erbkönig nicht?

Den Erbkönig mit dem Redner-Schweif? —

Mein Volk, es ist ein Nebelstreif! —

Du, liebes Volk, komm geh' mit mir,
 Viel Jahre lang schon spiel' ich mit Dir,
 Manch bunte Worte giebt Dir mein Mund,
 Titel Geflüster und nirgends ein Grund!

O Bürger, o Bürger, und hörst Du nicht,
 Was Erbkönig in der Zeitung verspricht? —
 Sei ruhig, o Volk, Du betrogenes Kind,
 In dürren Blättern säufelt der Wind!

Willst, liebes Volk, nicht mit mir gehn,
 Meine Truppen sollen Dich warten schön;
 Meine Truppen führen den nächtlichen Reih'n,
 Sie schießen und hauen und hacken Dich klein!

O Bürger, o Bürger, und siehst Du nicht dort
 Erbkönigs Räte am düstern Ort? —
 Mein Volk, mein Volk, ich seh' es genau,
 Es sind, ach, die alten Minister so grau!

Ich lieb' Dich, mein Volk, in Sklavengestalt,
 Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!
 O Bürger, o Bürger, jetzt faßt er mich an,
 Erbkönig rückt mit Kanonen heran.

Dem Bürger graust's in der Pulverwolke,
 Er schleppt zu dem König das blutende Volk,
 Erreicht den — Hof, wo wohnt der Despot —
 In seinem Thronsaal das Volk lag todt! —

* * Ein scharfer Menschenkenner spricht es ohne Galanterie aus: Bei der Wienerin ist die Liebe nicht die tiefe Gefühlsgluth der Spanierin, den psychischen Verbrennungsproceß im Körper feiernd, sie ist am allerwenigsten der zitternd schwingende Ewigkeitslaut des Lebens, sie ist nicht einmal die wenigstens im Ehrgefühl der Galanterie schwärmende Minne der Französin, nicht die Verkörperung der geistigen Moralphilosophie so vieler Engländerinnen und Töchter Norddeutschlands. — Nein! Von allem dem ist die Liebe nichts bei der Wienerin. In keiner Stadt Europas haben wir die Weiber plus faciles als in Wien gefunden — nirgends trägt die Liebe weniger Ehre, weniger Gefühl, weniger moralische Thatkraft zur Schau, nirgends ist sie mehr eine zum Cultus erhobene Zerstreungs- und Genußsucht, denn in Wien; meistens Interesse, meistens Schwäche, oft nur ein Junker der Neugierde. Mehr zu sagen, wäre indiscret; aber die mittelmäßige, unphilosophische Bildung des weiblichen Geschlechts in Wien, umwogt von dem Feengebrause einer üppigen Stadt, auf dem todten Meere eines politisch unthätigen, national versumpften Lebens der Männer, kann kaum einen andern Grad der Zustände gestatten. — Hoffentlich werden, da jetzt die Wiener Männer geworden, die Wienerinnen Frauen — ihrer Männer werden!

* * Derselbe Maler der Sitten Wiens ruft aus: Für uns ist Herr Gunkel der größte Bürger Wiens: ein Mann, der jüngsthin das Sala'sche Haus um 450,000 Fl. C.-M. kaufte, der aber trotz seines Reichthums die Courage hat, Schneider zu sein, trotz seiner feinen Weltbildung und seiner mannigfaltigen Talente,

Maas zu nehmen und Bestellungen auszurichten, arbeitsam, thätig und bescheiden zu leben und auf seinen Schild ganz einfach: Gunkel, Schneider, zu schreiben. Mit 30,000 Fl. Revenüen — manche deutsche Hoheit wäre ihrer froh — Schneider zu bleiben, ohne in falsche aristokratische Aspirationen und Präntensionen, besonders in einer Stadt wie Wien, zu verfallen, dazu gehört kein kleines Stückchen Seelengröße, dazu braucht man etwas von den Eigenschaften, die Spinoza an seinem freien Manne schildert. Und darum, vivat Gunkel und der Stephansthurm! die zwei größten Eigenthümlichkeiten der Kaiserstadt an der Donau.

Wo? — Der originelle Horn-Virtuose Vivier wagte es, Sr. Excellenz den Herrn Intendanten um freien Eintritt zu den Vorstellungen des Hoftheaters zu bitten. — „Mein Herr,“ erwiderte derselbe trocken, „ich bin nicht gewohnt, den Künstlern freien Eintritt zu gestatten, welche unsere Stadt ausbeuten.“ — „Sr. Excellenz sprechen aus Höflichkeit für mich französisch, meine Sprache, ich darf die Form Ihrer Antwort deshalb nicht so streng abwägen; wären Sie jedoch mit dem Genius meiner Sprache vertrauter, so würden Sie wissen, daß der Ausdruck ausbeuten (exploiter) verlegend ist,“ erwiderte Vivier. — „Ich weiß sehr wohl, was ich spreche,“ sagte die Excellenz, „und ich wiederhole, daß ich gewohnt bin, die freien Entrées zu verweigern.“ — „Ich wage zu hoffen, daß Sr. Excellenz eine Ausnahme für mich machen werden,“ erwiderte darauf Vivier. — „Wohl damit gesagt werde: ich bewillige dem einen, was ich andern verweigere, und damit man mich für launenhaft halte?“ — „Launenhaft!“ scherzte Vivier, „ist ja nur die Gewohnheit schöner Frauen, niemals der Kunst-Intendanten.“ — „Welchen Ton erlauben Sie sich!“ schrie plötzlich die Excellenz voll Zorn, „vergessen Sie nicht den Abstand der Stellung, welche uns trennt!“ — „Ja,“ sagte der stolze Künstler, „das habe ich vergessen, indem ich Sie wie meines Gleichen behandelte. Ich werde mich künftig nur an Kavaliere wenden, wo ich Feinheit und Geist erwarten kann, die Sr. Excellenz fehlen. Gehen Sie an Ihre Geschäfte, ich mag Ihnen nicht die kostbare Zeit rauben, welche Ihre Functionen in Anspruch nehmen. Ich spiele, wie Sr. Excellenz wissen, heut Abend bei Hofe. Lassen Sie den Saal ordnen: daß die Notenpulte an ihrem Plage stehen und ja kein Notenheft fehle; auch sehen Sie darauf, daß der Staub hübsch von den Stühlen gewischt werde, die Kerzen in Ordnung seien u. dgl. m., sonst riskiren Sie, Ihren Posten zu verlieren.“ Mit diesen Worten kehrte der Künstler dem aufgeblasenen Hofmann den Rücken und ging weg.

J. Lasker.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
 in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
 in Dresden und Leipzig.